



Dies ist eine Leseprobe von Klett-Cotta. Dieses Buch und unser
gesamtes Programm finden Sie unter www.klett-cotta.de

Miqui Otero

SI
MÓ
N

Aus dem
Spanischen von
Matthias Strobel

Klett-Cotta

Die Übersetzung dieses Buches wurde von der Acción Cultural Española (AC/E) gefördert.



Klett-Cotta

www.klett-cotta.de

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel »Simón«
im Verlag Blackie Books, Barcelona.

© 2020 by Miqui Otero

The German edition is published by arrangement with Miqui Otero c/o MB
Agencia Literaria S. L. through Anoukh Foerg Literarische Agentur.

Für die deutsche Ausgabe

© 2022 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung

Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Lektorat: Nina Hübner

Cover: Anzinger und Rasp Kommunikation GmbH, München
unter Verwendung einer Abbildung von Unsplash/Levi Meir Clancy

Gesetzt von C.H.Beck.Media.Solutions, Nördlingen

Gedruckt und gebunden von Friedrich Pustet GmbH & Co. KG, Regensburg

ISBN 978-3-608-98074-5

E-Book: ISBN 978-3-608-11944-2

Und wie heißt die neue Hauptfigur?

Martín, sie heißt Martín.

Für Martín.

Für Leti, wir haben alles noch vor uns.

*»Wie ist dieser Junge nur so geworden?«, fragte sie;
und bei dem Gedanken an ihn empfand er ein verwirrendes
Gefühl aus Liebe und Schmerz, nur vergleichbar mit dem
verzweifelten Erstaunen einer Henne, die Enteneier ausgebrütet
hat und nun entdeckt, dass ihre Küken furchtlos im Wasser
planschen und unerschrocken schwimmen.*

Pío Baroja, Zalacaín der Abenteurer

*Er war geboren mit der Gabe des Lachens und
mit einem Gespür dafür, dass die Welt verrückt war.*

Es war sein einziges Erbe.

Rafael Sabatini, Scaramouche

Inhalt

Buch I. Die Nacht der Dächer 13

- I. Sommer 1992 15
- II. Herbst 1994 35
- III. Winter 1996 69
- IV. Frühjahr 1998 95

Buch II. Hinter der nächsten Straßenecke 139

- I. Sommer 2004 141
- II. Herbst 2006 203
- III. Winter 2008 225
- IV. Frühjahr 2010 279

Buch III. Niemand bewacht das Feuer 335

- I. Sommer 2017 337
- II. Herbst 2017 363
- III. Winter 2017 389
- IV. Frühjahr 2018 417

Ich erhebe mein Glas auf 437

Wenn alles vorbei ist, wirst du weinen.

Bis dahin mach die Augen zu. Oder, besser noch, wie in dem Spiel: Simón sagt: Mach die Augen zu. Also machst du sie zu.

Du musst so lange lügen, bis du dich selbst getäuscht hast. Zum Beispiel: Wie träumst du? Dafür musst du die Nachttischlampe ausknipsen und so tun, als wärst du müde, musst dich selbst belügen, dich schlafend stellen, bis du, zack, eingeschlafen bist. Und dann träumst du. Nur wenige Menschen wissen das.

Willst du die Sterne sehen? Sagt Simón, er will die Sterne sehen?

Reib dir ein wenig die Augen, aber mach sie nicht auf. Lass sie zu, Simón. Die Menschen machen die Augen zu, wenn sie sich etwas wünschen, und du willst ja die Sterne sehen. Reib sie noch etwas stärker. Ja, so.

Also, überleg mal: Wenn du dir etwas wünschen dürftest, was würdest du dir wünschen? Was? Einen Lutscher? Den hast du schon. Etwas anderes. Na los, ist doch nicht so schwer. Zwei Lutscher? Du bist wie diese Afrikanerin, diese sehr arme Frau, die gefragt wurde, was sie gerne hätte. Und die gesagt hat, eine Kuh. Die man noch einmal gefragt hat: was sie wirklich gerne hätte. Ich will eine Kuh, hat sie gesagt. Okay, aber wenn du schon eine Kuh hättest, was würdest du dir wünschen? Und sie sagte: zwei Kühe. Und weißt du, warum? Weil sie sich schlicht nichts anderes vorstellen konnte. Das hatte man ihr nicht beigebracht. Sie verfügte nicht über die Mittel, um ihr Recht aufs Wünschen auszuüben. Ja, ihr Recht aufs Wünschen, denn Wünsche werden nicht gewährt, sie werden ausgedacht und erobert. Also sag mir: Was wünschst du dir? Was wünschst du dir von mir, Simón? Wenn du nicht weißt, wie man sich etwas ausdenkt, wirst du immer leer ausgehen. Dann wirst du nie jemand sein.

Bis dahin nimm das hier. Schließ die Hand. Das ist eine weiße Billardkugel. Ich bin die schwarze. Die, die alle suchen und meiden. Alle

haben Angst vor ihr. Alle wollen zu ihr. Du wirst die weiße Kugel sein: Du darfst alle Farben berühren, gegen alle anderen stoßen. Du führst den Anstoß aus, zersprengst die farbigen Kugeln und das Spiel beginnt.

Vergiss nicht, dass ich sagen muss: »Simón sagt: Mach die Augen auf!« Wenn ich bloß sage: »Mach die Augen auf«, ist das eine Falle. Dann musst du sie zulassen. Reib sie ganz fest, dann wirst du die Sterne sehen. Es ist Zauberei, wie Zaubern ohne Trick. Nur Langweiler denken an den Trick. Denk nur an ihn, wenn du selbst zauberst. Drück fest zu, immer fester. Willst du die Sterne sehen? Reib dir die Augen. Siehst du es schon funkeln?

Wenn alles vorbei ist, wirst du weinen, aber jetzt zähl bis drei und mach die Augen auf.

Mach sie auf.

Sehr schön, du hast sie nicht aufgemacht. Ganz ruhig, ich lasse das Licht an. So, und jetzt, wie in einem Lied: eins, zwei, drei!

Simón sagt: Mach die Augen auf.



»Jetzt?«

Buch I
Die Nacht der
Dächer

I

Sommer 1992

Zwischen den Dächern entflammten Nacht
für Nacht die Lichter in der Mansarde unserer
Jugend. Zwischen den sanften, fernen Stimmen
ertönt dann und wann ein Panikschrei.
Doch eine Wunde ist auch ein Ort,
an dem man wohnen kann.

Joan Margarit, *Unsere Zeit*

Es ist unfassbar, dass so viele Leute in so vielen Kneipen überall auf der Welt im gleichen Augenblick meinen, die Lösung für alles gefunden zu haben, und die Welt trotzdem nicht immun ist gegen Krankheiten, gefeit gegen Unheil, vom Unglück verschont, ein Hort der Wunder. Dass trotz all der Millionen Menschen, die genau in diesem Augenblick über die entscheidendste Frage streiten, sich in unantastbare Prinzipien verheddern und die Weltformel finden, alles so prekär ist, so relativ.

Da es sehr vermessen wäre, die Welt verstehen zu wollen, das große Problem, sollte man sich vielleicht auf den Ort beschränken, an dem die Lösungen formuliert werden. Sollte man lieber herausfinden, was in einer dieser Kneipen vor sich geht. Simón Rico mit seinen acht Jahren erinnerte sich nicht daran, diese Kneipe zum ersten Mal betreten haben, und er konnte sich auch nicht vorstellen, sie jemals für immer zu verlassen.

Der Name der Kneipe, Rico Rico, verdankte sich weder der Qualität im Quadrat ihrer Rezepte (Lecker Lecker), noch dem Elternhaus (Reich Reich) seiner Inhaber, das eher bescheiden war, sondern vielmehr dem Zufall, der für seine Genese und folglich für die Familie die entscheidende Rolle spielte: Simóns Vater und sein Onkel, die Gebrüder Rico, waren sich ähnlich und doch grundverschieden, aber der eigentliche Witz bestand darin, dass sie mit Dolores und Socorro Merlín verheiratet waren, Zwillingsschwestern, die sie im Sommer 1972 auf einem Dorffest in Galicien kennengelernt hatten. Sie hatten sich vom Orchester das Lied »Wenn ich einmal reich wär« gewünscht und die beiden Frauen gleich zu den ersten Takten um Feuer gebeten. Noch vor dem letzten Trommelwirbel tanzten die beiden Paare eng umschlungen. Zum Klang dieses Lieds waren die gebürtigen Galicier in Barcelona angekommen, um dort ihr Glück

zu suchen. Nach einigen Jahren als Kellner hatten sie genügend Geld zusammengespart, um erst die Lizenz zu bezahlen für die Kneipe im Erdgeschoss dieses Gebäudes mit Sandsteinfassade und schmiedeeisernen Balkonen und wenig später auch die Miete für die beiden unmittelbar darüberliegenden Wohnungen, wo die Familien von da an wohnten. Besagte Kneipe hatten sie umgetauft, als ein berühmter Koch es im Fernsehen wieder und wieder vor sich hinplapperte: »Rico, rico, lecker, lecker und herzhaft.« Die Ricos hatten überhaupt nicht witzig gefunden, dass sie ständig zur Zielscheibe von Witzen geworden waren.

Also nannten sie die Kneipe stattdessen Baraja – Kartensatz –, was auf die ewige Zockerei anspielte, die dort betrieben wurde, und auf Spanisch einer Aufforderung gleichkam: Die Taxifahrer sortierten und mischten zerstreut ihre Kartensätze wie jemand, der mit seinem potenziellen Glück oder Unglück spielt. Außerdem war es ein Hinweis auf das Heimatdorf der Brüder, Castroforte de Baralla, das, wie sie wieder und wieder erwähnten, aus dem Nebel empor-schwebte, wenn all seine Bewohner sich gleichzeitig über etwas Sorgen machten, denn *baralla* war das galicische Wort für das spanische *baraja* und bedeutete in ihrer adoptierten Sprache, dem Katalanischen, Kampf.

Simón wuchs im Baraja auf, einer Bühne, auf der sich nicht weniger als die ganze Welt abspielte und drei Wanduhren sich ihr ganzes Leben lang darüber stritten, wie spät es war. Jede zeigte etwas anderes an, als wollten sie die Zeit in verschiedenen Hauptstädten Asiens, Amerikas oder Europas markieren. Was als ein Falschgehen aus Faulheit begonnen hatte (keiner kaufte Batterien), wurde zu einem Markenzeichen: Wer zur Tür hereinkam, für den blieb die Zeit stehen, wie wenn man ein Kino oder ein Theater betritt.

So wie Simón sich nicht mehr daran erinnerte, dass er die Kneipe jemals betreten hatte (er war praktisch dort geboren), so erinnerten sich seine Eltern und sein Onkel und seine Tante nicht mehr daran, wann sie zum letzten Mal über die Türschwelle nach draußen getreten waren, um Luft zu schnappen oder eine Kippe zu rauchen. Ihr Leben bestand aus dem Zubereiten von Tortillas, dem Weich-

klopfen von Oktopussen, dem Einschenken von Wein in Trinkgläser, dem Schmoren von Kalbsfleisch und Anrichten einer Esqueixada – Kabeljausalat –, die sie jahrelang als Escalivada – Grillgemüse – verkauften, ein Fehler, auf den keiner der Stammgäste, größtenteils Taxifahrer, sie hinweisen wollte.

Vielleicht hatte Simón mit seinen acht Jahren bereits begriffen, dass nichts so ist, wie es scheint, doch es sollte noch sehr lange dauern, auch sehr viele Buchseiten, bis er akzeptierte, dass die Dinge so sind, wie sie sind.



Vor Simón war bereits ein anderer kleiner Rico auf die Welt gekommen, sein zehn Jahre älterer Cousin, der mehr aus Neigung zum Scherzen als aus alliterativer Freiheit Ricardo getauft worden war. Ricardo Rico. Rico gerufen, weil er von klein auf seinen Nachnamen verwendet hatte und seit seinen ersten Gehversuchen zu einem Star des Viertels geworden war. Zu einer Art Maskottchen der Kneipe, aber auch zu deren umstrittenem Botschafter in der Welt da draußen, besonders jetzt, da er gerade volljährig geworden war.

Rico war, wie konnte es anders sein, so sehr Simóns Cousin, dass er fast sein Bruder war. Er war, in den Worten des Älteren, sein Cousin-Bruder: »Nicht brüderlicher Cousin oder cousinlicher Bruder, sondern Cousin-Bruder, beides, ein Herz und eine Seele«, sagte er zu seinen Freunden. Stets hatte Rico sich um ihn gekümmert. Stets hatte er ihm vorgelesen. Stets vorgesungen. Simóns Kinderlieder waren »Beat on the Brat«, »Do Anything You Wanna Do«, »Orgasm Addict«, »He's a Rebel«, »O Leãozinho« ... Pädagogisch wertvolle Refrains: »Schlag das Gör«, »Mach, worauf du Bock hast«, »Orgasmus-Junkie«, »Rebell«, »Kleiner Löwe«. Wenn er weinte? »Boys Don't Cry«. Dann legte der ältere Cousin die Platte auf und sang Playback, gockelte vor seinem Cousin-Bruder herum, sodass der, von frühester Kindheit an bis zu einem gewissen Lebensalter, glaubte, Rico wäre der beste und vielseitigste Sänger der Welt.

Außerdem hatte er mit ihm immer *Simon Says* gespielt, weil der

Kleine eben Simón hieß und er ihm dadurch das Gefühl geben konnte, wichtig zu sein und die Kontrolle zu haben. Manchmal spannte er dafür die ganze Kneipe ein. Simón sagt: Fasst euch ans rechte Ohr. Simón sagt: Hinkt! Simón sagt: Bohrt euch in der Nase! Macht die Augen zu, macht die Augen auf, blinzelt! Simón sagt, er will heute einen draufmachen. Die Betrunkenen ließen sich darauf ein und gerieten beim Befolgen seiner Befehle aus dem Gleichgewicht: Sie fassten sich an die Nase und verloren den Boden unter den Füßen. Sie waren leichte Gegner und kriegten es nie hin: Simón sagt: Rührt euer Bier nicht an. Und schon endete das Spiel unter Buhrufen.

Rico schlich sich auch in Simóns Wohnung, setzte sich, eingehüllt in eine Wolke aus Bierdunst, alten Kippen, Haargel und Eukalyptusbombon, zu Füßen seines Bettes und sagte zu ihm: »Es war einmal ein kleiner Junge, der hatte Superkräfte und konnte genau das fühlen, was die anderen fühlen, konnte sich von ihnen das nehmen, was sie am besten beherrschen. Wenn es ein Falke war, dann flog er, wenn es ein Löwe war, dann brüllte er, wenn es ein Zebra war, dann wurde alles Schwarzweiß ...«

»Und bei Kacke?«

»Tja, Simón, da fühlte er sich wie Kacke. Aber nur kurz. Denn dann kam eine Fliege, die sich wenig später auf einem herrlichen Pferd niederließ, auf dem ein Typ in einer Ritterrüstung ritt ...«

»Ah.«

»Okay, also wenn da ein Feuer war, brannte er, bis er sich in Rauch auflöste und in einer anderen Epoche wiederauftauchte. Und wenn jemand weinte, dann weinte er auch, und zwar dermaßen, dass beide bemerkten, wie bescheuert das war, und loslachten. Wenn jemand lachte, dann lachte auch er, natürlich lachte er. Einmal ist dieser Junge dann ...«

»Und wie hieß er?«

»Mann, Simón, wieso willst du denn das wissen? Irgendein Junge halt.«

»Ich will eben wissen, wie er heißt. Dann habe ich ihn mehr lieb.«

»Na gut, wenn du darauf bestehst: Dieser Junge mit den Superkräften hieß Simón.«

»Wie ich!«

»Bestimmt ein Zufall. Weiß nicht. Ich weiß nämlich nicht alles, Simón ...«

Simón hingegen, der sich unter der Decke die Füße durch den Strampelanzug rieb, wusste es sehr wohl, also spannte er seine beiden Grübchen an, die sein Cousin-Bruder so witzig fand. Sein In-Anführungszeichen-Lächeln (mit einem Sternchen, einem winzigen Muttermal über dem rechten Mundwinkel). Ein Kinderlächeln, das alles war, nur nicht ironisch.



Als er die Augen aufschlug, in Erwartung eines neuen, gemächlich erwachenden Sonntags, roch Simón nicht den Kaffee, der auf dem Herd blubberte, und auch nicht die frischen Blätter der Bananestauden, die, vom nächtlichen Regen emailliert, ans Fenster klopfen, sondern das Geheimnis.

Mit den angestregten Pupillen seiner vom Licht überraschten Augen stand nun die Suche nach einem neuen Roman an, einem Roman, den sein Cousin-Bruder jeden Sonntag irgendwo in der Wohnung im ersten Stock versteckte. Denn nach dem Partymachen am Samstag kaufte Rico, dessen Geheimnis damals noch wunderbar heil war, herrlich, weil noch versiegelt, ihm ein gebrauchtes Buch auf dem sonntäglichen Flohmarkt von Sant Antoni, dem besten Markt für gebrauchte Bücher in ganz Europa. Dann machte er noch einmal Zwischenstation und trank einen Kaffee, um seinen Rausch zu lindern, und brachte mit seinen Unterstreichungen Sätze zum Leuchten, die für seinen Cousin wie Stromschläge, Passagen, die wie Fährten waren. Noch bevor Simón sich vor seinen Kakao mit den vielen Klümpchen und seine Magdalenas setzte, musste er das Buch suchen. Oft orientierte er sich bei seinen Nachforschungen an einem Rätsel, das Rico ihm unters Kopfkissen gelegt hatte, oder an Pfeilen, die mit Iso-Band auf den Boden geklebt waren. Der Hinweis

konnte sich auch in einem Artikel der Zeitung verbergen, die sein Vater in der Küche hatte liegen lassen. Manchmal gab Rico den Tipp auch einem betrunkenen Taxifahrer, der sich schon früh eingefunden hatte, dann musste Simón hinunter in die Familienkneipe und, Notizbuch in der Hand, den wollenen Bademantel wie einen Trenchcoat gewickelt, die Gäste befragen, ob sie wüssten, wo sein neues Buch versteckt sein könnte. Dieses Spiel, das Rico Freie Bücher getauft hatte, war die Verheißung eines anderen Spiels, das potenziell endlos war: das Spiel, so zu leben, wie es sich die professionellen Möglichkeitsermögliger ausdachten, wie ein Schiffsjunge also, ein Musiker und vor allem ein Degenkämpfer.

»Die Freien Bücher, Simón, sind wie Fechten: Sie sind eine Gefahr für Leib und Leben und feiern es zugleich«, sagte Rico.

»Ah.« Auf diesen Einsilber griff Simón häufig zurück: Er über-tünchte, dass man etwas nicht wusste, und legte einen nicht so fest wie ein Ja.

»Ich will nicht nur, dass du die Bücher lebst. Ich will, dass du in ihnen lebst.«

Häufig wusste Simón nicht, ob er mit »Ja« oder »Nein« antworten sollte, nicht einmal, ob mit »Ja« oder »Nein« oder »Ah«; er wusste einfach nicht, mit welchem Einsilber er sich gut aus der Affäre ziehen konnte, nur eines wusste er ganz genau: dass er so lange stöbern würde, bis er sein Sonntagmorgenbuch gefunden hatte. Nachdem er dann unten gefrühstückt hatte – der Kakao schmeckte einfach besser, wenn er mit dem Ärmchen der Kaffeemaschine aufgeschäumt worden war –, ging er wieder nach oben, kuschelte sich unter die Häkeldecke und schlug das Buch auf. Manchmal erhob er sich erst wieder, wenn Rico aus seinem komatösen Schlaf erwachte, verkatert, mit Augen wie ein Pandabär, einer Tolle, die schlaff in sich zusammensank, und einem Fragezeichen auf der Stirn. Dann bedankte sich Simón bei ihm, und Rico sagte: »Was für ein Buch? Keine Ahnung, wovon du sprichst. Ich habe dir kein Buch mitgebracht, war schwer genug, überhaupt die Haustür zu finden.«

Simón setzte sein In-Anführungszeichen-Lächeln auf, weil er wusste, dass sein Cousin log, oder es zumindest ahnte. Er ahnte, dass

es sein Cousin war, der die Sätze unterstrich in den Büchern über diese Ruhm verheißenden Helden: Scarlet Pimpernel, Die drei Musketiere, Barry Lyndon, Fabrizio in Parma. In *Scaramouche*: »Er war geboren mit der Gabe des Lachens und dem Gespür dafür, dass die Welt verrückt war. Es war sein einziges Gut.«

Es wollte Simón nicht in den Kopf, dass seinen Klassenkameraden Super Mario, ein Klempner, lieber war als diese Helden. Obwohl er von den Büchern nicht einmal die Hälfte verstand, verschlang er die Abenteuer mit Volldampf (in Wirklichkeit um einiges langsamer, denn manchmal musste er den Zeigefinger zu Hilfe nehmen, um nicht in der Zeile zu verrutschen) und wurde nur an den unterstrichenen Stellen feierlich langsam (dann stoppte er seinen Finger und drückte). Und wenn er ehrlich war, gestand er sich ein, dass nicht die Lebensgeschichte der Figuren ihn dazu trieb, eine Seite umzublättern, dann noch eine und noch eine, bis er auf der letzten anlangte, sondern die Neugier auf das, was die Aufmerksamkeit seines Cousins erregt hatte. Oder mit anderen Worten: Es kümmerten ihn weniger die Wünsche des Degenkämpfers als vielmehr die Sehnsüchte seines Tutors. Oder um es noch klarer zu sagen: Er wollte nicht *Scaramouche* sein, sondern Rico.



Simóns Lieblingsbuch war *Scaramouche*, weil Rico dem Titelhelden irgendwie ähnlich war: weil er dessen besondere Gabe für Intrigen teilte, weil er auch mal aggressiv werden konnte, aber stets das Herz der Massen eroberte, sei es mit Reden oder Taten, mit Wort oder Degen. Wie *Scaramouche* wusste Rico, dass wir nicht nur Schauspieler sein müssen, sondern auch Autoren unserer selbst. Und dass wir sein können, was wir sein wollen, so wie *Scaramouche*, der innerhalb von vier Jahren Anwalt, Politiker, Degenkämpfer und Narr war. Vor allem Narr. Denn Rico wusste, dass dieser Humor, das Lachen, das er auch Simón schenkte und das viel über ihn sagte, die einzige Art von Intelligenz ist, die nichts Angeberisches hat.

Deshalb hatte er einige Monate lang eine Band namens *La Escara-*

muza gehabt, nur um sie dann zu verlassen, zum großen Bedauern der Bassistin, des Gitarristen und des Schlagzeugers. So war Rico, er zog ein Spiel auf, damit andere Spaß hatten, und dann verdrückte er sich. Er war, wie Ringo, einer der Stammgäste der Kneipe, einmal sagte, ein Künstler.

»Du bist ein Künstler, Rico. Aber weißt du was? Du bist ein Künstler ohne Kunst.«

»Es gibt nur drei Arten von Menschen, Ringo: der Mensch, der arbeitet, der Mensch, der denkt, und der Mensch, der nichts tut.«

»Und du tust nichts, du Luftikus«, rief von hinter der Theke Elías, Ricos Vater.

»Und jeder von ihnen führt ein Leben«, fuhr Rico fort, der sich von dem Spott nicht irritieren ließ. »Das geschäftige Leben, das Leben eines Künstlers und das elegante Leben. Ich lebe letzteres.«

»Genau, was ich sage: ein Künstler ohne Kunst.«

Rico lachte, aber es kam ihm so vor, als hätte Ringo ihm seinen Segen gegeben. Er schrieb, spielte Gitarre, und natürlich fiel sein Name, wenn irgendwo in der Stadt das Thema Billard aufkam. In der Zurückgezogenheit seines Zimmers verriet er seinem Cousin-Bruder, dass nur ein völlig talentfreier Mensch behaupten würde, ein anderer würde sein Talent verschleudern. Und so jemand nicht mal wisse, was das Wort bedeute. Und dass man Talent, wenn man es denn wirklich habe, nur auf eine einzige Art würdig ausleben könne: indem man es verschleudere.



Rico war definitiv das, wofür sich andere vergeblich verbiegen.

Seinem Cousin-Bruder schenkte er jeden Sonntag ein Buch, aber auch Zaubertricks: Nur Dummköpfe fragen, wie der Trick funktioniert, nur Schlauköpfe wissen es. Er öffnete Fahrstuhltüren mit einem Fingerschnipsen. Er schaltete Ampeln auf eins, zwei, drei um. Er sagte: »Mach die Augen zu, und jetzt schau.« Erst als Rico verschwunden war, nach dem Fest von Sant Joan 1992, machte Simón sie wieder auf.

An jenem Abend, das hatte Rico ihm versprochen, würden sie zusammen ausgehen, und weil an jenem Abend auch die Kinder dem Mond ihre Heldentaten darbieten durften, würde er es dank seinem Cousin-Bruder als Degenkämpfer tun. Einige Stunden zuvor hatte Rico Simón mit in sein Zimmer genommen, um ihn, inspiriert vom Poster eines Degenkämpfers aus der Zeit Ludwigs XIII., zu verkleiden, sprich: mit scharlachroter Weste, Cordhose, grauer Strumpfhose und eleganten Schnallenschuhen.

»Weißt du, Simón, wenn man niemand ist, kann man jeder sein. Nicht irgendwer, sondern der, der man sein will.«

»Wer?«

»Jemand. Dann kann man jemand sein.«

Sein Cousin-Bruder tat, was in seiner Macht stand, um ihn wie einen Musketier auszustaffieren: Gerade hatte er Simón ein rot-weißes Marlboro-Handtuch um den Hals gebunden, das aussah wie ein mit Hermelin gesäumter Samtumfang. Dazu trug Simón farblich passende, mit Kronkorken verzierte Gummistiefel. Auf der linken Seite hatte Rico ihm eine Karotte befestigt, die als Dolch diente, und die Speiche eines Regenschirms, die ein Rapier darstellen sollte. Simón, der normalerweise in Werbeklamotten gesteckt wurde, in Geschenke von Lieferanten der Kneipe – »Fortuna«-T-Shirts, »Johnnie Walker«-Sweatshirts, »Lucky Strike«-Flicken auf den Knien –, ein Junge wie ein Reklameschild, wurde fast schwindlig vor Stolz, wie er da so auf einer riesigen Waschmitteltrommel stand.

Rico hingegen blieb seiner Uniform treu: Er kleidete sich rigoros in Schwarz, bis auf die gemusterten Sakkos und den hellbeigen Trenchcoat. Und bis auf die Stofffetzen, Motive und Rüschen, die er sich überall aufnähte. Sehr zum Spott des ein oder anderen Kneipengastes nähte Rico gern. Außerdem bügelte er mit Stickereien verschönerte Flicker auf, und auf seinen T-Shirts blühten die Sicherheitsnadeln und Kokarden regelrecht und machten aus ihm eine lebende Collage aus allen möglichen Jugendphasen.

Mit galoppierendem Herzen dachte Simón, dass es in ihm drin zuzug wie draußen auf der Straße. Überall war Euphorie zu spüren, nicht nur, weil es ein festlicher Abend war, die Nacht von Sant Joan,

sondern auch, weil in diesem Sommer ein Zauber über der Stadt lag, erkennbar an vielerlei Zeichen: Barça hatte zum ersten Mal den Europapokal der Landesmeister gewonnen (auf besonders würdevolle Art, hatte Rico gesagt, nämlich in Gasflaschenverkäuferkluft zu Ehren des Viertels, sprich: in orangefarbenen Trikots), und Barcelona bereitete sich auf die Olympischen Spiele vor. Dass Letzteres Ricos Missfallen erregte, war kein Grund, um den kollektiven Rausch zu ruinieren, der sich auf Simón übertragen hatte, noch bevor er überhaupt einen Tropfen Alkohol hatte anrühren dürfen.

Rico und der rotznäsige Degenkämpfer verließen an jenem Festabend die Kneipe durch einen Tunnel aus Warnungen und Sorgebekundungen sowohl der Mutter als auch der Tante: »Riquiño, wenn dem Jungen was passiert, bring ich dich um.«

»Aber du bist doch meine Mutter, Mama.«

»Eben. Niemand hat ein größeres Recht, dir das Leben zu nehmen, als ich, die ich es dir gegeben habe.«

»Pass auf deine Schwester auf, Tante, die ist nämlich verrückt geworden.«

Draußen explodierte die Stadt in Farben und Geböllern. Die Leute tranken auf der Straße, prosteten sich zu und sprangen über Feuer, in denen schlimme Erinnerungen und noch schlimmere Vorahnungen brannten, die Feuerwerkkraketen malten Luftschlangen und Konfetti an den Himmel, und mittendrin war Simón, der nicht leugnen konnte, dass er einen Traum lebte, weil er einen Umhang trug, ja, aber auch, weil sein Cousin-Bruder gepfiffen hatte und ein Motorroller erschienen war so groß wie ein Pferd und er »Yeehaw!« gebrüllt und Gas gegeben und sich Wege ausgedacht hatte, die den Berg hinaufführten, wo die Nacht beginnen sollte. Die letzte Nacht. Die Nacht der Dächer.



Ricos Motorroller, eine Vespa, die Augenbrauen hob und Misstrauen weckte (wo hat der Junge die Kohle her?), flog durch die Stadt, und das Knattern ihres Auspuffs gesellte sich zum Percussion-Ensemble,

den Pauken und Bongos, Böllerexplosionen in dieser Johannisnacht. Massenhaft ineinanderlaufende Karambolagen auf tausend Billardtischen.

Und wer kann das alles sehen? Die Vögel, die Sterne, die Schornsteinfeger und du. Dies sagte Rico zu Simón, um dann an den Ampeln *Chim-Chimoney* zu trällern. Damit Simón einstimmen konnte mit: »So klingt des Kaminkehrers Glücksmelodie.« Um mit der folgenden Zeile abzusteigen, die Vespa neben eben jener Straßenlaterne zu parken, wo, *Chim-Chimoney, Chim-Chimoney, es ist bekannt*, wieder Rico übernahm: »Das Glück, das färbt ab, drückt uns einer die Hand.«

»Und jetzt halten Einzug die Rico-Cousin-Brothers«, rief Rico im Tonfall eines Zeremonienmeisters.

Umhüllt von silbriger Euphorie, schob Simón mit seinem Speichen-Degen Lianen aus bunten Glühbirnen beiseite, trat auf die Dachterrasse und hielt sich den Hut vors Bäuchlein, um die Partygäste mit einer gekonnten Verbeugung zu begrüßen.

»Pass auf, Rico, man sucht dich«, sagten einige.

»Die sind hinter dir her«, warnten andere.

»Wer?«, fragte Simón.

»Das Glück«, erwiderte Rico.

Jede Dachterrasse eine Insel, oder ein Land, wo alle lächelten, egal wie sie tanzten oder was sie sagten. Von diesen Dächern aus blickte man auf funkelnde Meere: All die Leben zu ihren Füßen, so klein, dass man sie, wenn man wollte, zwischen Daumen und Zeigefinger nehmen konnte wie Pralinen aus einer Schachtel. Die beiden Ricos stellten sich an die Geländer auf den vielen Dachterrassen, die sie besuchten, und auf jeder führte Simón Paraden und Konter gegen ein aufgehängtes Wäschestück aus, während sein Cousin-Bruder in irgendeiner Ecke saß und mit dem jeweiligen Gastgeber tuschelte. Sie quatschten ein bisschen, und dann überreichte Rico ihnen ein Döschen mit schwarzem Deckel, in dem man Filme aufbewahrte.

»Was gibst du denen da, Rico?«, fragte Simón.

»Liebe. Nein, ich gebe ihnen Filme. Weißt du, warum? Weil das hier die besten Augenblicke ihres Lebens sind. Die einzig wirklich

tollen Erinnerungen, die sie jemals haben werden, also schenke ich sie ihnen in einem Döschen. Ich ermuntere sie dazu, ihre Erinnerungen festzuhalten. Fotos zu machen.«

»Und von uns machen wir keine Fotos?«

»Nein. Weil wir sowieso die ganze Zeit Erinnerungen erzeugen. Uns gehört nämlich der Erinnerungsapparat, also können wir verschwenderisch sein.«

»Aber ich hätte gern ein Foto.«

In diesem Moment machte jemand eins. Ein gewisse Betty, die Simón bekannt vorkam, obwohl er noch nie mit ihr gesprochen hatte. Eigentlich hieß sie gar nicht Betty, aber der Name passte zu ihr, weil ihre Lieblingscomicfigur so hieß und sie sich so anzog wie sie und sich auch so frisierte: gepunktetes Top, über dem Bauchnabel zusammengebunden, Bleistiftrock. Betty, Betty Boop mit den Riesenaugen, pomadisiertes Schneckenwickelhaar und schwarzer Wirbel auf der Stirn. Sie redete viel und nicht nur mit dem Mund: Ihre an diesem Sommersonnwendtag gebräunten Schultern sagten Sachen, die in keinem Widerspruch standen zu dem, was ihre Augen hinter den dichten Wimpern versprochen und das vom Klingeling ihrer großen Kreolen flüsternd bestätigt wurde. Da bemerkte sie Simóns baffen Blick und bat ihn um etwas sehr Seltsames.

»Du musst mir einen Gefallen tun, Musketier.«

»Sag.«

»Wärst du so freundlich und trittst mir mal auf die Fußspitzen?«

Simón erstarrte zu einer Statue und überlegte, ob es sich um einen Trick oder einen Witz handeln könnte. Er betrachtete die Leinenturnschuhe mit der Plastikspitze, die noch makellos weiß war. Dann trat er mehrmals darauf, und innerhalb von zehn Sekunden waren die Turnschuhe um zwei Monate gealtert.

»Sehr freundlich, der Herr«, sagte sie mit einem strahlenden Lächeln.

»Wir haben einen Bärenhunger, Musketier. Kannst du uns nicht zwei Butifarras besorgen?«, fragte sein Cousin-Bruder.

Simón amüsierte sich prächtig auf seinem Spaziergang durch diesen Wald aus nackten, sich rhythmisch bewegenden Beinen, spießte

zwei Würstchen auf seine Speiche, und als er wiederkehrte, sah er, wie sich hinter dem Laken, in grünes Licht getaucht, zwei schwarze Gestalten vereinten: der Schattenriss eines Monsters mit zwei Rücken.

»Danke, *petit*«, sagte Betty eine Weile später mit den vom langen Warten kalt gewordenen Butifarras in der Hand. Dann machte sie etwas Merkwürdiges: Sie löste einen der Spaghettiträger von ihrem Bikinioberteil und knüpfte Simón den Stoffstreifen ums Handgelenk. »Damit du nicht verloren gehst. Irgendwann gibst du es mir zurück.«

»Wie sagt man, Simón?«, sagte Rico.

»Weiß nicht.«

»Doch, weißt du.«

»Das Glück, das färbt ab.«

»Rico, pass gut auf dich auf heute.«

»Danke.«

Simón war so stolz auf sein neues Leben, das sich anfühlte wie ein mit Spitzen besetzter Samtanzug, den man an einem schönen Abend zum ersten Mal trägt. Sie gingen nach draußen, und Rico deutete in Richtung Berg, nach ganz oben.

»Simón sagt: Am Himmel sollen die Lichter angehen.«

Neun Scheinwerfer flammten hinter dem Museum auf, Lichtstrahlen, die die Wolken aufspießten und dem Berg einen Kamm aus Licht aufsteckten.



Sie waren von Dach zu Dach gesprungen, von Feier zu Feier, hatten auf den Terrassen an der Ronda de Sant Pau und der Ronda de Sant Antoni und im Stadtviertel Poble Sec gespannte Telefonkabel und Antennenskelette umschiff. Dutzende Fotodöschchen hatten sie in der ganzen Stadt verteilt, auf jeder Party. Man könnte sagen, dass die Leute sie nervös erwarteten und nur tanzten, wenn sie – Überraschung – auftauchten. Sogar, dass sie nur für sie tanzten.

Auf den Straßen von Borne bestand Rico aus irgendeinem Grund darauf, Simón an die Hand zu nehmen. An mehr als einer Kreuzung

ging er schneller, und seine Stimmung schlug um. Einmal sah Simón sogar, wie zwei Motorräder ihn beinahe überfuhren, wie sie die Scheinwerfer aufblendeten, ihnen offenbar folgten. Rico rannte nicht, aber er drückte seinem Cousin-Bruder fest die Hand. Jemand hielt Rico auf der Straße an, und sie schrien sich Sachen zu, die Simón nicht verstand; der andere trug Ketten um den Hals und hatte unter dem rechten Auge eine schwarze Träne tätowiert. Gegenseitiges Geschubse, Attacke und Rückzug wie beim Fechten. Rico hielt sich wacker, doch seine Knie verrieten ihn sogar in Simóns Augen. Eine faule Straßenlaterne, die sich nicht von der Stelle zu rühren gedachte, warf ihr Licht auf den sich anbahnenden Kampf. Da zeigte Rico auf seinen Cousin-Bruder, »du wirst doch nicht vor dem Jungen ...«, und der Mann mit der Träne verschob das Duell mit einem unheimlichen Gelächter.

Und dann hielt sich Simón, der nichts mehr fragen wollte, obwohl er die Gefahr gewittert hatte, ohne ihren Geruch zu kennen, wieder an seinem Cousin-Bruder fest, während das Moped weitere Routen abklapperte zu Dachterrassen und Stränden voller Lagerfeuer. Das Geböller verhallte im Laufe der Stunden, als verstummte allmählich das Gelächter der Stadt. Als wollte die Stadt es noch hinauszögern aus Angst vor der unbehaglichen Stille danach.

Sie parkten in einer verlassenem Gegend und klingelten irgendwo. »Hier wohnt ein Schneider«, sagte Rico. Ein älterer Herr öffnete die Tür: ein Gestrüpp aus weißem Haar und ein Bärtchen aus Schaum, als hätte er noch schnell einen Schluck Bier getrunken, jedenfalls farblich passend zu seinem Dreireiher, der vermutlich aus Leinen war. Er bat sie herein, und der türkisfarbene Teppich dämpfte ihre Schritte. Sie folgten den zweifarbigen Brogues über einen Flur mit hoher Decke und vielen Büchern, bis sie zu einem riesigen Wohnzimmer gelangten, dessen eingebaute Regale vor Stoffen in allen erdenklichen Mustern überquollen. Der Wohnung entströmte ein Geruch, wie wenn man beim Jahreszeitenwechsel den Schrank umräumt und die neue Kleidung mit Kiefern- und Zitronenduft besprüht. Im Gegensatz zur Musik war das Licht gedämpft. Simón vertrieb sich die Zeit mit einer riesigen Schere, die zum Schneiden von

Jeanstoff diente, und legte sich zwei mit purpur- und granatfarbenen Amöben bedruckte Tücher um den Hals, während der Galan und sein Cousin-Bruder im Zimmer nebenan ihre Angelegenheiten besprachen. Unterdessen lief die Musik weiter, jetzt mit der Zeile: »Warum darf keiner wissen, dass ich dich liebe, du, mein Leben?« Simón machte es sich auf einem zuckerwattefarbenen Sessel aus Damast bequem und wartete auf Neuigkeiten: »Man lebt nur einmal! Und man muss lernen, wie man lebt und wie man liebt.«

»Erheben wir die Gläser! Begrüßen Sie mit mir: Rico!«, verkündete der Galan mit merkwürdigem Akzent.

Und dann kam Rico heraus in einem Sakko, der mit einem bunten Feuerwerk bedruckt war, aus dem Nebenzimmer.

Der Schneider gab Rico zum Abschied Küsschen auf die Wangen und drückte sogar Simón einen auf die Stirn. Dazu lachte der Galan, und Simón sah in seiner Zahnreihe – im Licht der Wohnzimmerkerzen, den augenlosen Blick der Kleiderpuppen auf sich gerichtet –, zwei goldene Schneidezähne funkeln. Ein Schatz. An jenem Tag schenkte der Schneider ihnen eine Trompete, nur weil Rico zerstreut einen Blick auf sie geworfen hatte. Mein Cousin, dachte Simón, hat wirklich Zauberkräfte.

Als sie wieder draußen waren und die Straße entlanggingen, hielt Rico wie immer an jeder Telefonzelle an und prüfte, ob jemand sein Wechselgeld vergessen hatte.

»Die Leute meinen, sie bräuchten eine Karte, um einen Schatz zu finden, Simón. Dabei wimmelt es in der Welt vor Schätzen, wenn man nur da sucht, wo sonst keiner sucht.«

»Ah.«

»Das hat mir der Schneider beigebracht, Simón. Viele sagen, er ist ein Pirat. Mag sein, dass man Piraten nicht trauen kann, aber weißt du was? Oft besitzen sie Schatzkarten oder bewachen sogar einen Schatz.«

»In seinem Mund zum Beispiel«, sagte Simón, der an das goldene Lachen dachte und den ersten Scherz seines jungen Lebens machte.

»Das ist dir aufgefallen? Was ich dir jetzt beibringe, ist nicht von ihm, sondern von mir. Und es ist gratis. Es gibt Geheimnisse und

besondere Dinge, die sind wie Goldzähne: Sie leben an Orten, die merkwürdig heruntergekommen wirken, funkeln in der Nacht und werden erst sichtbar, wenn jemand lächelt.«

»Ah.« Simón verstand ihn nicht, nickte aber, für alle Fälle, mit einem weißen Lächeln.



Sie waren hoch geflogen in der Nacht der Dächer, und trotzdem war ihre Landung nicht hart. Im Gleitflug segelten sie über die letzten Straßen zurück bis ins Baraja und wussten nicht, was größer war: ihr Hunger oder ihre Müdigkeit.

Rico schnalzte mit den Fingern, und Simón tat brav das, wozu diese Geste ihn aufforderte: Er stieg auf die Coca-Cola-Kiste, die immer neben dem Tisch stand, und beugte sich über das Tuch, um die Billardkugeln im Dreieck zu platzieren. Da tat Rico etwas Merkwürdiges, das sein Cousin-Bruder, gerade weil es so merkwürdig war, weil es mit einem Klick seine kindliche Gewohnheit durchbrach, so toll fand: Er fischte die schwarze Kugel aus dem marmorfarbenen Dreieck, setzte stattdessen die weiße Kugel hinein und führte den Anstoß mit der schwarzen aus. Anschließend versenkte er eine Kugel nach der anderen, in zehn Minuten, ohne auch nur einen einzigen Fehlversuch, bis nur noch die weiße und die schwarze Kugel übrig waren.

»Heute belassen wir es dabei«, sagte er und steckte sich jeweils eine Kugel in die Jackentaschen seines Sakkos. »Wir haben noch einiges zu tun.«

Rico hatte sein Studium aufgegeben und arbeitete jetzt stundenweise im Baraja. Zu seinen Verpflichtungen gehörte, die Tortillas für den folgenden Tag vorzubereiten, also krepelte er sich, egal, in welchem Zustand er nach Hause kam, die Ärmel hoch und schnitt Zwiebeln und schälte Kartoffeln, bevor er ins Bett ging. Es beruhigte ihn, wenn er sich dazu im Radio die Nachrichten anhörte: Stadtverschönerungen für die Olympischen Spiele, Belagerung Sarajewos, Neuigkeiten aus dem Irakkrieg. Manchmal wurde Rico einfach nicht

müde, dann schälte er mehr Knollen als nötig; der Beweis für seinen Nightlag war am nächsten Tag nicht der große Kater, sondern die Menge an überschüssigen Kartoffeln in der Wasserwanne, die sich im Laufe der Stunden schwarz verfärbten. Das sei, sagte er manchmal feierlich, wenn er aufwachte und sie sah, seine Seele.

Er schälte also Kartoffeln, schnitt Zwiebeln und verquirelte mit routinierter, fast magisch anmutender Eleganz Eier, doch als er den Blick hob, sah Simón, wie ihm eine Träne über die Wange lief und sich an seinem Nasenflügel wölbte.

»Warum weinst du?«, fragte er.

»Ich weine nicht. Das sind die Zwiebeln.«

Rico hätte ihm von der schwefelhaltigen Aminosäure Iso-Alliin und dem Enzym Alliinase berichten können, die eine Art Reizgas erzeugen. Und es hätte auch jede Menge Sinn ergeben, wenn an diesem Abend nicht Simón derjenige gewesen wäre, der die Zwiebeln schnitt.

Nach getaner Arbeit saßen sie auf den Hockern an der Theke, und Rico zog eine dieser kleinen Servietten mit hohem Zelluloseanteil aus dem Spender, die sich so pergamenten anfühlen, und sagte:

»Was steht hier? Simón sagt: Lies es vor.«

»Danke für Ihren Besuch.«

»Dann pass mal auf.«

Er rollte die Papierserviette zu einer Art Kegel zusammen, nahm sie an der Spitze zwischen Daumen und Zeigefinger und zündete sie unten an.

»Steig auf, steig auf, geh niemals aus«, flüsterte Rico und beschwor damit eine magische Atmosphäre herauf. »Und solltest du doch ausgehen, dann an einem anderen Ort.«

Als die Serviette praktisch heruntergebrannt war, als die Flamme schon fast Ricos Hand erreicht hatte, stieg das gewichtlos gewordene Stück Papier wie eine Feuerträne auf zur Decke: ein letztes Aufleuchten, ein letztes, vereinzeltes Fünkchen, das zu Asche wurde. Simón hatte schon tausend Tricks wie diesen gesehen: Nur die Langweiler fragen, wie der Trick funktioniert, und nur die Klugen wissen es. Doch bis heute konnte er ihn sich nicht erklären. Er verstand einfach

nicht, was Rico ihm hatte sagen wollen. Ich verrate dir jetzt mal was, Simón, auch wenn es nicht unbedingt stimmt: Besser, man verschwindet nicht nach und nach aus dem Leben der anderen; wenn man schon verschwinden muss, dann am besten mit einer Verbeugung. Indem man demjenigen, den man am meisten liebt, ein letztes Leuchten schenkt. Oder ihn, noch besser, erleuchtet.



Rico brachte ihn in sein Zimmer und hüllte ihn, obwohl es heiß war, in seinen Marlboro-Umhang. Dann sprach er zehn Minuten lang mit ihm, ruhig und künstlich unterkühlt, doch eigentlich triefend vor zärtlicher Vertrautheit. Zehn Minuten, die so lange dauerten, dass selbst Simón, der im Argwöhnischsein noch nicht geübt war, argwöhnisch wurde. Und was er da argwöhnte, war, dass dieser feierliche Vortrag nach Abschied klang. Da sagte sein Cousin zum letzten Mal: »Wenn alles vorbei ist, wirst du weinen.«

»Ich will aber nicht mehr weinen. Ich will einfach nur schlafen. Und lass bitte das Licht an.«

»Aber manchmal muss man weinen ...«

»Nein. Weißt du, was ich will?«

»Was?«

»Du hast mich selbst danach gefragt. Was ich will. Weißt du also, was ich will?«

»Spuck's aus.«

»Ich will nicht, dass du nicht bleibst.«

»Den Satz versteht kein Mensch, Krokettchen. Man kann sich nicht wünschen, dass etwas nicht passiert. Wünsch dir was für dich.«

»Das ist für mich: Ich will nicht, dass du nicht bleibst. Ich will, dass du nicht gehst.«

»Kannst du mal eben still sein ... Das ist nicht so einfach.«

»Für mich auch nicht.«

»Hör mal, weißt du denn nicht, dass es unhöflich ist, das letzte Wort haben zu wollen?«

»Stimmt.«

II

Herbst 1994

Wir Unschuldigen trinken nur zu viel ohne Durst. – Ich Sünder trinke nie ohne Durst, ist's nicht für jetzt, ist's für künftig, man sieht sich vor, so gut man kann. Ich trinke für den kommenden Durst, trinke ewig. Trinkewigkeit, Ewigkeitstrinken!

François Rabelais, *Gargantua und Pantagruel*